

Bourbouze & Graindorge

Wir sind keine Theoretiker. Und doch ist Theorie nützlich. Sie hilft, wie ein Kompass bei der Suche nach dem eigenen Weg. Ein vernünftiges Vorgehen in der Baupraxis kann nämlich nicht allein auf pragmatischen Entscheidungen beruhen, die wir Tag für Tag und von Fall zu Fall treffen. Wobei uns nur Theorien interessieren, hinter denen auch Emotionen stehen. Denn Gefühle sind die Triebfeder unserer Arbeitspraxis. Genau genommen war man als Architekt erst erfolgreich, wenn die Gefühle, die ein bestimmter Ort in uns auslöst, mit der Gestaltung dieses Ortes in Verbindung gebracht werden können.

Das Vernakuläre

Architektur in der akademischen Bedeutung des Wortes berührt uns selten. Was uns vielmehr berührt, sind gebaute Situationen, die den szenischen Hintergrund für das Leben abgeben. Aus diesem Grund haben uns schon immer gewöhnliche Bauten interessiert, und das, was man vielleicht „Volkskultur“ nennen könnte. Wir nehmen sie als eine

Art Horizont wahr, der für die *auktoriale* Architektur nicht erreichbar ist. Tatsächlich ist das Vernakuläre nach unserem Verständnis ein Feld, das eine gewisse Wildheit in sich birgt. Hier bringt die Architektur die Parameter, die zu ihrer Entstehung beitragen, ungeschminkt und ungekünstelt zum Ausdruck. Man kann sagen, dass ein Bauwerk vernakulär ist, wenn es keine offenkundige ästhetische Ambition zur Schau stellt. Wenn es auf einem pragmatischen Feld zu wirken scheint, um für elementare Fragen einfache Lösungen zu bieten. Das Vernakuläre ist so etwas wie der Nullpunkt der Architektur.

Déjà-vu und Wiederholung

Wir glauben, dass die Qualität einer Stadt der Idee der Kontinuität viel zu verdanken hat. Folglich ist die Idee des Déjà-vu oder der Wiederholung (etwa im musikalischen Sinn der Reprise, der Wiederholung eines Themas) grundlegend im Hinblick auf die Vorstellung und die Integration des Neuen. In Wirklichkeit unterliegt das Feld des Städtebaus heutzutage dem Diktat der Innovation, als wäre diese zwangsläufig gleichbedeutend mit Fortschritt. Wir versuchen hingegen so vorzugehen, dass ein neues Gebäude Zweifel über seine Neuheit zu säen vermag, um den einzelnen Betrachtenden immer wieder zu erneuter Aufmerksamkeit zu bewegen. Ambiguität ist für uns daher zentral, sei es bei der Bestimmung der Volumetrie und der Ausrichtung eines Gebäudes, sei es bei der Kombination zweier Materialien. Ein Bauwerk, das sich dem Erstaunen über die zur Schau gestellte Neuheit entzieht, kann so zur Erschaffung einer baulichen Umgebung beitragen, die die

Wahrnehmung und die Sinne auf eine intimere Weise anspricht. Die Normalität eines Gebäudes ist daher weniger ein Ziel als ein poetisches Vehikel, denn erst das Erkennen des Vertrauten vermag Zweifel in den Köpfen der Leser*innen, Betrachter*innen oder Passant*innen zu säen.

Typologie und Transgression

Die Stadtlandschaft leidet in ihrer heutigen Bebauung unter einer Trennung der Zuständigkeiten (insbesondere von Stadtplaner*in und Architekt*in), die sowohl der Qualität der Bauten als auch der neuen Stadträume abträglich ist. Die meisten Stadtentwicklungsvorhaben werden in aufeinanderfolgenden Phasen organisiert. Dabei macht man sich zu selten die Fähigkeit der Architekt*innen zum Umgang mit urbanen Problemen zunutze. So wird die Verbindung von urbaner Form und Typologie unwirksam gemacht, obwohl die Stadterneuerung typologisch sichtbar werden müsste. Die Architektur kollektiver Wohnbauten ist allzu oft eine Architektur der Ausnahmen und der singulären Bekräftigung, wo doch ihr Forschungsfeld in Anbetracht der sich wandelnden Nutzungen auf einer kontinuierlichen Anpassung erprobter Bautypen basieren müsste. Sie sollte statt der Erfindung ein Ort der Transgression und Transformation sowie der Zweckentfremdung (*Détournement*) sein.

Nähe und Verteilung

Es herrscht heutzutage ein breiter Konsens über die Vorzüge der Dichte. Zugleich existiert eine nahezu einmütige Abneigung gegen Nähe. Obwohl in vielen attraktiven Vierteln die Straßen nicht breiter als 10 bis 12 Meter sind, werden nur selten solche Abstände auch zwischen Gebäuden durch die Bauvorschriften ermutigt oder zugelassen. Bei mehreren unserer Projekte loten wir daher Organisationsformen aus, die eine große Nähe zwischen Gebäuden zulassen, um eine präzise und qualitative Einschätzung der unbebauten Räume geben zu können. Diese Strategie der Annäherung ist insbesondere deswegen interessant, weil sie eine Verbindung zwischen urbaner Form und typologischer Organisation erzwingt. Die Verteilungsmodi (axial, lateral, zentralisiert, transversal usw.) stellen in der Tat Schlüsselparameter für die Festlegung starker, strukturierender urbaner Formen dar. Sie eignen sich für eine nähere Bestimmung sowohl des Innenlebens der Wohnbauten als auch der Räume, an die diese gerichtet sind.

Komfort und Schwellen

Die Architektur, speziell die Wohnarchitektur, ist eine unreine Kunst, eine Kunst des Unfertigen. Sie ist dies insofern, als sie sich einzig am Maßstab ihres *Bewohnt-Werdens* zeigt. Der Komfort, den ein sorgfältig entworfener Raum

bietet, die Gastlichkeit, die eine wohlproportionierte Straße vermittelt, sind also grundlegende Qualitäten in der Aneignung eines Ortes, in dessen Vermögen, zum Verweilen einzuladen. Der Komfort, den ein Material beim Anlehnen bietet, die Lieblichkeit gefilterten Lichts, aber auch die Proportionen eines Zimmers und die Position seines Fensters, der Zwischenraum zwischen zwei Gebäuden – all diese Wahrnehmungen sind mit der Idee von Ergonomie, des Einklangs zwischen sinnlicher Erfahrung des Körpers und seiner baulichen Umgebung verbunden. Die Konstitution einer wünschenswerten Stadtlandschaft besteht für uns in ihrer Domestizität, und in ihrer Fähigkeit, die öffentlichen und privaten Räume fein zu verzahnen und ein Miteinander der Gemeinschafts- und Aufenthaltsorte zu gewährleisten. Diese glückliche Koexistenz, die den Charme bestimmter Viertel ausmacht, beruht insbesondere auf typologischen Modellen, die sich auf die Präsenz zahlreicher Schwellen zwischen Intimsphäre und Stadtraum gründen und dadurch eine Wechselbeziehung zwischen Binnenorganisation der Wohnung und Gesamtorganisation des Gebäudes herstellen.

Intimität

Die räumliche Beschaffenheit des Zimmers ist das Herzstück jedes Entwurfs, denn sie bildet die Grundlage für das Gefühl von Intimität, ohne das es kein Wohnen im ontologischen Sinne geben kann. Intimität zu denken, einen Ort zu entwerfen, dabei auf dessen emotionale Aneignung zu spekulieren und dafür die Dispositionen zu reproduzieren, die an anderen Orten bestimmte Gefühle hervorrufen haben, somit Archivar der eigenen Erinnerungen zu sein – all das ist ein Werk der Architektur. Zuweilen steckt das, was die Bewohnbarkeit eines Ortes ausmacht, im Detail – in welche Richtung eine Tür beispielsweise aufgeht –, aber auch in dessen Eignung für unvorhergesehene Nutzungen, wie in dem Film *J'ai pas sommeil* (dt. Ich kann nicht schlafen) von Claire Denis, in dem ein Ehepaar beschließt, mit dem jungen Sohn auf dem Dach ihres unweit der Ringautobahn gelegenen Wohnhauses zu nächtigen. Angelehnt an einem Dachaufbau, mit einer Leuchtreklame als Nachttischlampe, unter freiem Himmel mit Blick auf die Lichter der Stadt, befinden sie sich in einer Situation, die häuslich ist (kein Zustand ist verletzlicher als der Schlaf) und zugleich offen für die Unordnung der Welt. Intimität ist hier kein Rückzug, sondern ein Trampolin.

Dauerhaftigkeit und Primitivismus

Aus architektonischer Sicht hat der Begriff der Dauerhaftigkeit mehrere Bedeutungen. Dauerhaftigkeit liegt natürlich der Gesamtvision eines Entwurfs zugrunde, aber auch der Einschreibung eines Gebäudes an einem gegebenen Ort.

Der Fortbestand dieser Einschreibung hängt insbesondere von der Robustheit der Hülle und, allgemeiner, vom *Stil* dieses Gebäudes ab. Bei unseren Projekten haben wir von Anfang an mit etlichen Bausystemen experimentiert (Beton- und Stahlskelettbau, Leichtfassade aus Metall oder Holz), mit denen freie Grundrisse für unterschiedliche Nutzungen geschaffen werden können. Dieser Ansatz ist immer noch legitim, wie seine allgemeine Umsetzung in zahlreichen aktuellen Projekten belegt. Dennoch erscheint uns heute wichtig, eine allzu technisierte Vision von Flexibilität zu überwinden, um sie mit einer kulturellen Reflexion zu verbinden: sozusagen eine unwahrscheinliche Verbindung zwischen Le Corbusiers Maison Dom-ino und Haussmann. Egal, wie flexibel sie ist, jede Architektur übt in irgendeiner Weise Zwang auf ihre Nutzer*innen aus; daher sollte ein Raum die Fähigkeit besitzen, im Laufe der Zeit verschiedene Nutzungen aufzunehmen und Architektur den Orten, die sie besetzt, durch dauerhafte Form ein Gesicht verleihen: eine moderne Form von Primitivismus.

Struktur

Die Bedeutung der Struktur in der architektonischen Erscheinung hat sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert, insbesondere infolge der immer drastischeren Auflagen zum Energieverbrauch. Für die Anhänger des strukturellen Rationalismus bleibt es einigermassen beruhigend, die Struktur eines Gebäudes als dessen wichtigstes Ausdrucksmittel zu begreifen; sie besitzt etwas Authentisches und trägt zur Evidenz und Ausdruckskraft bei. Im Laufe der Zeit hat sich dieses architektonische Prinzip jedoch immer weiter von der Realität des Bauens entfernt, bei dem man dazu neigt, sämtliche Strukturelemente zu isolieren (und damit zu überdecken). Aus diesem Grund sollte man, zumindest für die große Mehrzahl der gängigen Programme, die strukturelle Logik (auf der unser erstes Projekt in der Rue Pajol in Paris gründete) und die tektonische Logik (die späteren Projekten zugrunde lag) voneinander trennen und die architektonische Erscheinung als Bild, Echo oder Metapher der Struktur eines Gebäudes in Erwägung ziehen.

Wiederholung und Toleranz

Gewisse architektonische Errungenschaften der Nachkriegszeit sollten unbedingt hochgehalten werden, denn die Qualität der Wohnungen, die heute gebaut werden, lässt im Vergleich zu bestimmten Projekten des französischen Wiederaufbaus (etwa Entwürfen von Auguste Perret, Fernand Pouillon, Marcel Lods, Jean Dubuisson und

Michel Roux-Spitz) sehr zu wünschen übrig. Zu diesen heute stark gefährdeten Errungenschaften zählen die Größe und Offenheit der Wohnungen sowie die Qualität der Fassaden, aber auch die Neutralität und der repetitive Charakter der Strukturen. Letztere stellen unerlässliche Parameter für den Massenwohnungsbau dar und tragen zu seinem demokratischen Charakter und seiner Bedeutung für das Gemeinwohl bei. Das qualitative Merkmal der Wiederholung ist auch ein Garant für Entwicklungsfähigkeit, auch wenn sie nach Maßgabe der ontologischen Heterogenität eines Programms kollektiver Wohnbauten gedacht werden muss. Ein einzelnes formales Dispositiv kann sich allzu schnell als einschränkend für viele Räume erweisen (eine vollständig verglaste Fassade zum Beispiel), obwohl seine potentielle Subtilität in seiner *Toleranz* liegt.

Robustheit und Raffinesse

Robustheit ist in unseren Augen eine wesentliche Qualität von Architektur, denn sie bewahrt ein Projekt vor jedweder überflüssiger Manieriertheit. Wer Robustheit anstrebt, positioniert sich an den beiden Enden der logischen Baukette: Er ist zugleich Ingenieur und Arbeiter, Entwerfer und Ausführer. Eine robuste Architektur ist eine solide Architektur, an deren Wand man ohne Schaden ein Regal festmachen kann, an deren Mauern der Regen eher zarte Arabesken als schadhafte Schimmel hinterlässt – eine Architektur, die stark genug ist, um die nagende Zeit und die sukzessive Aneignung durch die Bewohner*innen als Bereicherung auszuhalten. Eine andere Facette des Feldes heutigen Bauens besteht in der Absurdität gewisser Entwicklungen, die die Architekt*innen immer mehr zu Kombiniern von Katalog-Komponenten machen. Diese Bedingungen, gepaart mit der ständigen Suche nach Einsparmöglichkeiten und immer abstruseren moralischen Forderungen, zwingen uns, mit Raffinesse vorzugehen und Tricks anzuwenden, um Kombinationen oder Zufälligkeiten, die auf ihrem langen technokratischen Weg jeglichen Wert verloren haben, Kohärenz zu verleihen.

Auf diesem Schauplatz täglichen Ringens zeigt sich ein Großteil der intellektuellen Beweglichkeit von Architekt*innen, von denen man wie bei einem Hochleistungsmaterial sagen könnte, dass Dehnbarkeit ihre Hauptqualität sein muss: Sie müssen sich verbiegen können, ohne zu zerbrechen.

Dieser Text basiert auf einem Vortrag, der im März 2019 an der Cité de l'architecture et du patrimoine in Paris gehalten wurde.

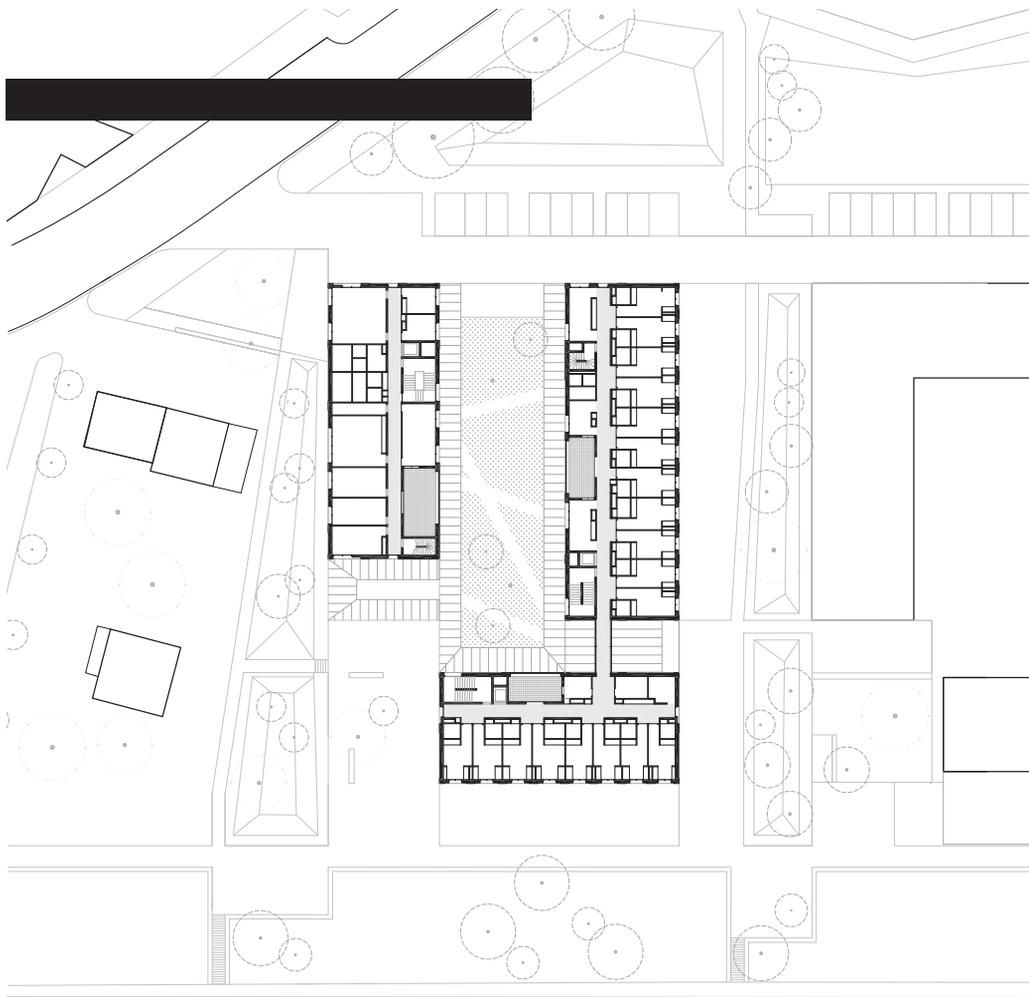


Nutzung (Größe)
Wohnheim,
Sozial- und
Bildungseinrichtung
für erwachsene
Menschen
mit Behinderung
(4.363 m²)
Architektur
Bourbouze &
Graindorge
Bauherr Neotoa
Ort Zac de la
Courrouze, Rennes
Entwurfsteam
Grisha Bourbouze,
Cécile Graindorge;
Piere Ewald,
Rozenn Lagrée,
Maxime Retailleau
Tragwerksplanung
AIA Ingénierie
Landschaftsplanung
Bassinot Turquin
Paysage
Jahr 2017

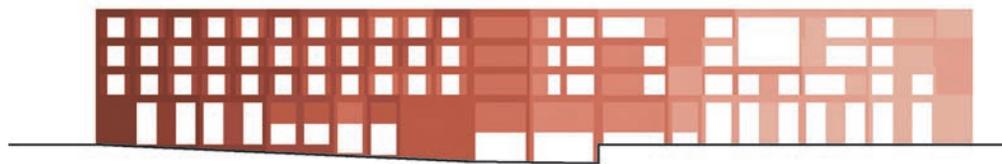
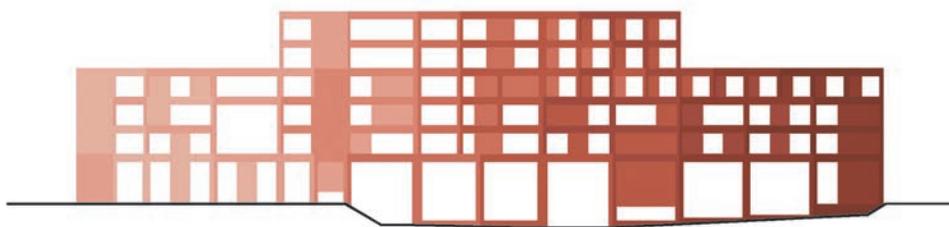
Alle Zeichnungen
© Bourbouze
& Graindorge
Alle Fotos sofern
nicht anders benannt
© Maxime Delvaux

Blick auf die
Nordseite des
westlich gelegenen
Wohnheimtrakts,
dessen Empfangs-
bereich im Erd-
geschoss großflächig
verglast ist und
sich über die
doppelte Raum-
höhe erstreckt.

Wohnheim Le Polygone *Rennes*



Lageplan und Grundriss eines Regelgeschosses. Die Anlage ist ähnlich wie ein klösterlicher Kreuzgang organisiert, wobei die Gemeinschafts- und Büroräume sowie Verkehrswege alle um den Innenhof herum angeordnet und die intimeren Räume zur Außenseite des Blocks hin ausgerichtet sind.



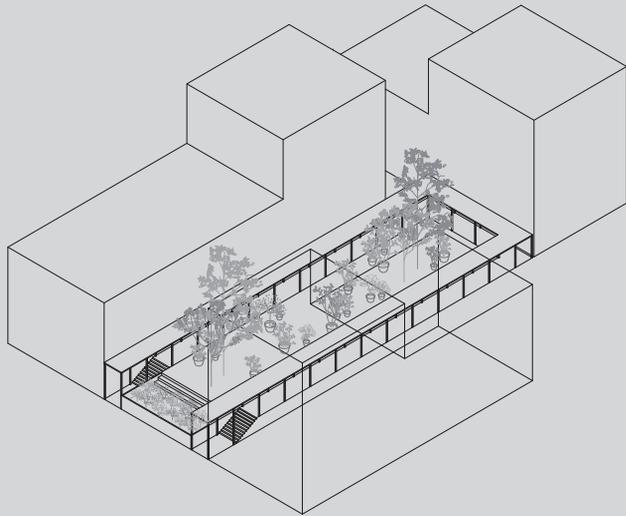
Die Farbe der vorgefertigten Fassadenpaneele changiert zwischen verschiedenen Rottönen von Steinen, die lokal anzutreffen sind.

Das Projekt umfasst eine Tageseinrichtung und ein Wohnheim für erwachsene Menschen mit Behinderung. Das Raumprogramm wurde auf 3 Baukörper verteilt, die sich U-förmig um einen Innenhof gruppieren und das Ensemble zur Straße hin öffnen. Ein Vordach verbindet die einzelnen Baukörper auf der Hofinnenseite und ermöglicht so einen wettergeschützten Raumwechsel. Typologisch an ein Kloster angelehnt, sind die privatesten Bereiche im Gebäude der Außenseite zugewandt. Dagegen orientieren sich die gemeinschaftlicheren Bereiche, Erschließungs- und Eingangszonen, die sich im Erdgeschoss teilweise über die doppelte Geschosshöhe erstrecken, hin zum zentralen Innenhof.

Die Einrichtung dient dazu, Menschen mit Behinderung auf ein eigenständiges Wohnen und Leben vorzubereiten. Dafür stehen 55 Räume zur Verfügung, die sich in unterschiedlichen Größen und Typen auf die Geschosse verteilen. Die verschiedenen Zimmertypen werden entsprechend der Dauer des Aufenthalts und dem Grad der Autonomie der Bewohner*innen vergeben. Um eine gewisse räumliche Flexibilität zu ermöglichen, falls beispielsweise Lebenspartner*innen auf Probe zusammen wohnen, sind die Trennwände zwischen den Zimmern nicht tragend und teilweise mit Türen ausgeführt; die Lasten werden einzig über die durchlaufende Längswand zwischen Flur und Wohnungen abgetragen. Damit die Privatzimmer nicht zu abrupt in die kollektiven Bereiche übergehen, ist der Flur als Zwischenzone

Blick von Westen auf das Ensemble. An den offenen Ecken befinden sich die Fahrradstellplätze sowie exklusive, den Bewohner*innen und Mitarbeiter*innen des Wohnheims vorbehaltene Zugänge.

Axonometrie der drei U-förmig um einen Innenhof gruppierten Gebäudevolumen und des verbindenden Umgangs im Erdgeschoss



Ein filigraner Umgang aus Stahl bildet einen Schwellenraum zwischen den Innenbereichen und dem Garten aus und verbindet die verschiedenen Eingänge im Erdgeschoss unter einem Dach.





© Clément Guillaume



Die Flure bilden eine Zwischenzone mit kleinen Nischen, die zum Verweilen einladen.

Auf 18 Quadratmeter Wohnfläche sind ein Schlafzimmer, ein Bad und eine Kochnische eingerichtet.

mit kleinen Nischen ausgestaltet, damit Zimmernachbarn sich in intimeren Kleingruppen niederlassen können, als dies im Innenhof, in der Eingangshalle oder Kantine möglich wäre.

Diese Abstufung von Privatheit und Öffentlichkeit findet auch in der Fassade ihren Ausdruck. Sie besteht aus halbvorgefertig-

ten, selbsttragenden Sandwichelementen, die vor Ort fest vergossen werden. Deren Außenseiten sind mit in verschiedenen Rottönen eingefärbten Betonplatten verkleidet. Das regelmäßige Fassadenraster wird durch ein einfaches Relief angedeutet, das – je nachdem welche Nutzung sich dahinter befindet – ganz oder teilweise

durch ein Fenster durchbrochen wird oder als eine Art Blindfenster die Fassade strukturiert. Das Erdgeschoss ist verhältnismäßig offen gehalten, die privateren Bereiche sind hingegen geschlossener ausgebildet.

Wie die Fassade bietet das Gebäude ein skalierbares Prinzip in Bezug auf die innere Struktur,

die unterschiedliche Lebensformen sowie Grade von Offenheit, Intimität und Gemeinschaftlichkeit zulässt. Der Entwurf vermittelt zwischen diesen Zonen und erhebt sie zum zentralen räumlichen Gestaltungsprinzip, das sich (symbolhaft) bis in die feinen Farb-abstufungen der Fassade hinein ausdrückt. JK



Empfangsbereich im Erdgeschoss